

A photograph of a glowing orange tent in a forest at sunset. The tent is illuminated from within, casting a warm light. The background shows a calm lake reflecting the sunset, with silhouettes of trees in the foreground and background. The sky is a mix of blue and orange.

**BJÖRN
STASCHEN**

**GEBRAUCHS
ANWEISUNG**

fürs

Camping

PIPER



**BJÖRN
STASCHEN**

**GEBRAUCHS
ANWEISUNG**

fürs

Camping

PIPER



Mehr über unsere Autoren und Bücher:

www.piper.de

© Piper Verlag GmbH, München 2020

Covergestaltung: Birgit Kohlhaas

Covermotiv: Alamy / Markus Thomenius/Mauritius-Images

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten.

Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken. Die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ist ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Wir weisen darauf hin, dass sich der Piper Verlag nicht die Inhalte Dritter zu eigen macht.

Inhalt

Cover & Impressum

Zauberei, Freiheitssuche und Seelenfrieden: Vor der Saison

Giebelzelte, Luftmatratzen und Kastenschlafsäcke:

Campingausrüstung

Hörensagen, Campingführer und ein bisschen Glück: Der
Weg zum Traumplatz

Von Campingriesen, Erdbeerkekse und Pausenzeichen:

Unsere Lieblingsplätze

Erfinder, Entdecker und Pioniere: Die Menschen hinter den
Campingplätzen

Ankommen, anschauen und glücklich sein: Das perfekte
Plätzchen auf dem perfekten Platz

Blitz, Donner und Sturzbach: Campingwetter

Mäuseattacken, Rentierbesuche und Känguru-Begegnungen:

Wild Campen

Behütum-Zelt, Baumhaus und Schlafröhre: Glamping

Bulli-Kult, weißer Riese und Urlaub in der Dose: Camping auf Rädern

Kreischende Flex, schlaflose Nächte und Leuchtschnuller: Camping mit Kindern

Koffergrill, Göffel und Gaskartusche: Campingküche

Nach der Campingsaison

Zauberei, Freiheitssuche und Seelenfrieden: Vor der Saison

Camping ist Freiheit: die Freiheit, dort zu schlafen, wo es am schönsten ist, weil die Aussicht grandios ist, der Boden weich und die Luft frisch. Wo sich Fuchs und Hase zu Recht Gute Nacht sagen, dürfen sich Camper einfach dazulegen. Camping bedeutet Urlaub nach eigener Fassung, ohne viele Regeln. Mit ausreichend Platz zum Seele-baumeln-Lassen und zum Durchatmen.

Camping ist Magie: Wie ein Kaninchen aus dem Hut zaubert sich eine Heimstatt aus einem faden Packsack. Mit jeder Stange, die durch das Gewebe gleitet, mit jedem Hering, der in die Öse gesteckt wird, entsteht ein Zuhause auf Zeit. Für den einen eine Höhle, für den anderen ein Fantasiehaus, ein Raum aus Stoff, der in (und vielleicht vor) der wilden Natur schützt und Geborgenheit gibt.

Camping ist fünfe gerade sein lassen: Auf dem Zeltplatz schimpft niemand über den fleckigen Pullover. Und wenn dieselbe Unterhose den zweiten Tag in Folge herhalten muss, stört das auch keinen großen Geist. Wenn Kinder mit Dreck unter den Fingernägeln und Laubresten im Haar ins Bett gehen, macht Camping erst richtig Spaß.

Camping ist Reduktion, das einfache Leben: Während wir in den Städten immer enger zusammenrücken müssen, während unser Leben immer komplexer wird, bedeutet Camping: Konzentration auf das Wesentliche. Wenig Ausrüstung, wenig Reize, die nächste Innenstadt zum Shopping meilenweit entfernt, und schlechtes Handynetzt gibt's obendrauf.

Camping ist Heimkehr: Der Mensch zieht zurück in die Natur. Mahlzeiten archaisch am offenen Feuer, Nächte mit unbekannten Geräuschen. Camping ist Baum-Umarmen, im Fluss schwimmen, über die Wiese rollen. Camping ist Natur-Fühlen – und sich selbst fühlen.

Niemand braucht eine Gebrauchsanleitung fürs Camping. Denn jeder campt, wie er möchte – das macht Camping aus. Mir liegt es fern, Ratschläge zu geben oder gar zu missionieren. Dieses Buch ist kein Regelwerk für richtige Kleidung und Frisur auf dem Zeltplatz, sondern ein Plädoyer für Ruhe und Entspannung. Ein Manifest, Spaß zu haben, sich wohlfühlen, raus- und runterzukommen. Alles ist erlaubt. Darum geht es, und nicht um Survival im eigenen Zelt. Camping ist kein Überlebenstraining, sondern Urlaub, mindestens Erholung: Wer

der Familie bei Tropfentrommelfeuer auf dem Bulli-Dach »Jetzt-erst-recht«-Parolen entgeschleudert, wer zu stolz ist, einzupacken und weiterzuziehen, der ist selbst schuld. Ein Plan ist eben auch nur ein Plan, der angepasst und ergänzt werden darf. Und »die Zelte abbrechen« ist nicht umsonst eine Redewendung: Campingurlaub ist kein Backrezept, das Schritt für Schritt befolgt werden muss. Es liegt im Wesen eines Pop-up-Wurfzeltes, in Minuten auf- und abgebaut zu werden. Ein Miet-Bulli hat aus guten Gründen einen Motor.

Vielleicht bekommt sogar der eine oder andere Wohnwagenbesitzer Lust, seine Reifen aufzupumpen, den Jägerzaun einzureißen und es denen gleichzutun, die schon heute ihre weißen Behausungen durch die Landschaft ziehen, auf der Suche nach ein wenig Glück auf Zeit. Denn das miefige Campingimage ist auch in Deutschland Vergangenheit.

Camping ist hip, chic und liegt im Trend. Und klimafreundlich ist Camping auch, nicht zuletzt, weil die Plätze vor der Haustür liegen und die Anreise meist mit Bus und Bahn oder, bei Zeltplätzen im näheren Umland, sogar mit dem Fahrrad möglich ist.

Die folgenden Seiten sollen Lust machen auf den nächsten Campingurlaub. Sie speisen sich aus vielen Erfahrungen, die ich in meiner Camperkarriere gesammelt habe, und nicht alle waren gut. Diese Karriere begann schon als Kind, vor allem bei Pfingst- und Sommerlagern mit dem Schwimmverein. Meine Eltern waren keine Camper, mit ihnen durfte ich Urlaub in

Pensionen und kleinen Hotels verbringen. Diesem Umstand verdanke ich möglicherweise eine gewisse Offenheit dafür, es immer wieder auch mit Camping zu versuchen.

An manchen Stellen kommt es zu einer unbehaglichen Zusammenballung von Dingen, die schiefgehen können – aber selten (sehr selten!) passiert das in ein und demselben Urlaub. Und selbst über diese Erlebnisse lachen wir heute. Wir, das sind meine Frau Jessica und meine Söhne Joon, Maarten und Lasse, mit denen ich mittlerweile die meisten meiner Campingabenteuer erlebe. Ich hoffe sehr, dass die vier mir manche Indiskretion verzeihen.

Wenn Sie nach der Lektüre in die Garage gehen und schauen, ob das alte Zelt noch da ist, wenn Sie in den Outdoorladen fahren, um die alten Luftmatratzen gegen moderne, komfortablere Modelle eintauschen, wenn Sie freudig den Sommer herbeisehnen und bei der Urlaubsplanung an einen See in Kärnten oder die Hallig in der Nordsee denken statt an eine Flugreise, dann habe ich alles richtig gemacht.

Carry on Camping!

Giebelzelte, Luftmatratzen und Kastenschlafsäcke: Campingausrüstung

Ich war glücklich: Zu meinem zehnten Geburtstag erfüllten mir meine Eltern einen großen Wunsch. Sie schenkten mir mein erstes eigenes Zelt. Noch nicht einmal meine drei Jahre ältere Schwester Britta hatte ein eigenes – damals kein schlechter Maßstab für mich, wie großartig dieses Geschenk war. Nicht nur großartig, sondern auch groß, zumindest der Verpackung nach: Der weiße Karton, in dem das Zelt steckte, war höher als ich und so dick wie ein mittelmäßiger Baumstamm.

Ein Geburtstag im Mai kann von großem Vorteil sein: Die Sonne schien. Die Nächte waren noch ein wenig frisch, aber das Wetter taugte zur Campingpremiere. Also schlurrt ich den Zeltkarton hinter mir her, zuerst aus dem Wohnzimmer heraus

über die Schwelle der Gartentür, dann weiter über die Waschbeton-Terrasse auf unseren großen, sorgfältig gemähten Rasen. Nach dieser kurzen Tour war klar: Mein Geburtstagsgeschenk war kein Expeditionszelt für eine mehrtägige Wanderung – es sei denn, mehrere Elefanten würden die Ausrüstung tragen –, sondern die etwas hilflose Antwort der 80er-Jahre auf durchschnittliche Jungsträume. Beim Camping in jenen Jahren hatte man, wenn es schlecht lief, nicht nur die Natur zum Gegner, sondern auch die eigene Ausrüstung.

Auf dem Rasen zerrte ich die schwere Plane aus dem Karton und rollte sie aus. Das Zelt roch wie eine Mischung aus Pritt-Klebestift und Neuwagenpolster. Die Aufbauanleitung war ein schlecht kopiertes DIN-A4-Blatt, das mehr an die technische Zeichnung des Flux-Kondensators aus »Zurück in die Zukunft« erinnerte als an Campingausrüstung.

Mein Vater half mir dabei, das Zelt auf dem Boden auszurichten und mit Heringen zu befestigen. Es lag vor mir wie ein Wal, dem die Luft ausgegangen war: unförmig, ein Wulst aus Plane und Stoff. Ordnung bringen sollten drei schwere Metallstangen: zwei kurze, eine lange. Die beiden kurzen würden das Zelt aufrichten, die lange verband die beiden kurzen unterhalb der Zeltplane wie ein Dachfirst. Dafür musste das Gerüst aber im Inneren des Planenhaufens aufgerichtet werden. Also kroch ich durch den geöffneten

Reißverschluss ins dunkle, undurchschaubare Innere, drei schwere Stangen im Gepäck.

Schwitzend im Camping-Geburtskanal

Mein Vater rief mir von außen Kommandos zu. Ich müsse das kleine Loch im Dachfirst finden, dann – »Hm, warte mal«. Die folgende Pause fühlte sich im dunklen Zeltinneren mit dem Gewicht des Stoffes auf meinem Rücken mutmaßlich länger an, als sie war. Das genaue Studieren der technischen Zeichnung dauerte eben. »Hmmm«. Ob mir genügend Luft bleiben würde, um das Zelt noch lebend zu verlassen? »So, warte mal.«

Schließlich folgte die präzise väterliche Anweisung: »Erst die kurze Stange durch die Öse der langen stecken, dann die Spitze durch das Loch im Zeltstoff.« Vorn im Zelt war das noch einigermaßen einfach, im Dunkel des hinteren Zeltteils war die Prozedur für einen Campingnovizen herausfordernd. »Hier rüber, Björn!« Ich kroch schwitzend und leicht berauscht von einer Mischung aus Geburtstagsfreude und Chemie-Ausdünstungen durch den Camping-Geburtskanal. »Nein, jetzt bist du zu weit.«

Irgendwann schließlich hatten wir das Zelt aufgerichtet und abgespannt. Da stand es nun, mein erstes Wildnisheim: ein Giebelzelt mit derart giftgrünem Dach, dass jedes Eichhörnchen davor Reißaus genommen hätte. Darunter verband ein Stück

beigen Stoffs das Dach mit der ebenfalls beigen Bodenplane. Einige Konstruktionsfehler sind rückblickend nicht zu verleugnen – aber rückblickend ist man ja immer schlauer: Warum würde man auf die Idee kommen, ein Zelt an der für Witterung empfindlichsten Stelle, nämlich oben am Dachfirst, regenfreundlich zu durchlöchern, um zwei Stangen zu befestigen? Zwei Kunststoffscheiben sollten zwar verhindern, dass es durchtropfte – aber die kamen schon nach dem dritten Tag im Sommerlager abhanden. Den Stoff zwischen Dach und Bodenplane erinnere ich zudem als ziemlich dünne, schwach imprägnierte Baumwolle: Das grüne Dach stand zwar weit über – aber hatte keiner der Zelterfinder je in Betracht gezogen, dass Regen auch von der Seite pladdern könnte?

Vielleicht tue ich dem ersten Zelt meiner Campingkarriere auch unrecht, aber so erinnere ich es: Aus heutiger Sicht ein unpraktisches Monster – damals mein ganzer Stolz. Heute würde niemand mehr damit losziehen; damals verbrachte ich darin unzählige Campingnächte.

Mein Giebelzelt fiel in seiner Hilflosigkeit auch nicht unangenehm auf neben dem zweiten damals sehr verbreiteten Zeltyp: dem Hauszelt für Familien. Das Hauszelt war ein Ungetüm, das mit noch viel mehr Stangen geliefert wurde. Meist füllte es den gesamten Kofferraum eines Mittelklasse-Pkws. Wenn wir mit dem Hauszelt meines Freundes Alexander unterwegs waren, halfen uns manchmal noch unsere oder andere Eltern beim Aufbau. Und das dauerte häufig Stunden.

Campingmonster auf Stahlbeinen

Wenn ich Familien beobachtete, die nebenan ihr Hauszelt errichteten, brannte die Luft auch dort vor Spannung: Mindestens ein erwachsenes Mitglied der Nachbarsfamilie war jeweils kurz davor, wieder abzureisen, weil der Zeltaufbau dermaßen kompliziert war. Erinnern Sie sich? Die Stangen waren alle stahlblank – und nicht wie heute oft farbig unterscheidbar. Sie hatten jeweils unterschiedliche Längen – so sehr, dass es die Funktionalität des Zeltes massiv beeinflusste, die falsche Stange auszuwählen, aber so wenig, dass man mit bloßem Auge die eine kaum von der anderen unterscheiden konnte. »Nein, es muss diese sein.« »Blödsinn, die ist viel zu kurz.« »Dann mach es doch selbst.«

Irgendwann lagen dann alle Stangen der Länge nach geordnet nebeneinander auf dem Boden wie die Rohre vor einer Kanalisations-Erneuerung. Dazu gab es an Gottesanbeterinnen-Fühler erinnernde seltsame Eckstücke, in die die Stangen eingebracht werden mussten. Oft verkanteten sie sich dabei weit vor dem Ziel, oder die kleinen Stahlstifte, die mit Federn in kleine Löcher der gegnerischen Stange springen sollten, klemmten fest oder verabschiedeten sich ins Stangeninnere. »Autsch, ich hab mir den Finger geklemmt.« »Nein, du musst sie noch einmal herausziehen und andersherum wieder reinstecken.«

Besonders kluge, möglicherweise aber auch spießige Familien hatten aus fortgesetzten Aufbaukatastrophen gelernt und ihre Stangen fein säuberlich durchnummeriert. »1« musste dann in »1« gesteckt werden, oder »A« in »A« – wenn das System denn schlüssig war. Andernfalls führten die Systeme manchmal zu seltsam mathematischen Dialogen. »Du musst erst die 3 in die 5 stecken, bevor du die 7 verbinden kannst. Glaube ich zumindest, ich habe die Aufkleber letztes Jahr angebracht.« Zwischenzeitlich erlangten die Stangengerippe gefährlich Schräglage, spreizten ihre Standbeine übermäßig weit oder erforderten die aktive Unterstützung der Zeltneighbarn: »Entschuldigen Sie, wir kennen uns noch nicht, aber können Sie hier bitte mal halten?« Spätestens, wenn vier verschwitzte Kerle ohne T-Shirt im Viereck standen, dirigiert von einem fünften, der alles besser wusste, war klar: Dieser Zelturlaub würde deutlich später beginnen als geplant.

Mal ehrlich: Wenn wir damals – trotz aller Widrigkeiten – Spaß hatten beim Zelten, ist Camping heute ein Spaziergang. Denn die Giebel- und Hauszelte von damals sind heute nur noch schicke Raritäten, und selbst Retro-Zelte aus schwerem Stoff sind heute oft deutlich einfacher aufzubauen als die Originale damals. Den Markt beherrschen Innovationen, die helfen, Campingkatastrophen zu vermeiden, und die mit Blick auf den Erhalt des Familienfriedens einen Nobelpreis verdient hätten.

Die Qual der Wahl: Das richtige Zelt

Um größtmöglichen Campingfrieden mit kleinstmöglichem Finanzaufwand zu erreichen, lohnt es sich auch heute noch, ein Zelt sorgfältig auszuwählen und sich beraten zu lassen. Ich schwöre auf den Campingprofi Daniel Wrede, der im großen Globetrotter-Shop in Hamburg-Barmbek eine Antwort auf nahezu jede Frage weiß, weil er selbst vieles ausprobiert hat. Und ich wünsche jedem Camper seinen Daniel. Einige der folgenden Empfehlungen stammen ursprünglich von ihm, sind aber Frischluft-erprobt.

Mein Ausrüstungsexperte Daniel macht eine einfache Rechnung auf: Günstigere Zelte haben heute meist Fiberglasstangen und Polyesterstoffe mit einer innen aufgetragenen sogenannten PU-Beschichtung, einer Polyurethan-Imprägnierung. Ab 200 Euro gibt es in dieser Zusammensetzung akzeptable Varianten, in denen der Urlaub Spaß macht. Teurer, aber auch leichter, stabiler und oft haltbarer sind Zelte mit Aluminiumstangen sowie Nylonstoff. Der Nachteil beider Modernmaterialien: Sowohl Polyester- als auch Nylonstoffe leiden unter zu starker UV-Strahlung. Nur ein Baumwollgewebe erträgt sie besser – das allerdings wiegt deutlich mehr und bringt andere Nachteile mit sich. Jenseits der klassischen Zelte gibt es eine Vielzahl ausgefallener Varianten, manchmal mit ebenso ausgefallenen Preisen.

Gute Outdoor- und Campingläden erlauben, das Zelt probeweise aufzubauen. Es mag sich ein wenig seltsam anfühlen, dafür im Laden auf dem Boden herumzukriechen. Aber es lohnt sich – denn manche Zelte bestechen durch den praktischen Aufbau, während andere schon nach der ersten Stange nerven.

Hersteller geben oft an, wie viel Wasser ihre Zelte standhalten – in der Einheit »Wassersäule«. Diese Einheit misst den Druck einer durchgehenden, senkrechten Wassersäule auf den Zeltstoff. Ein Zelt mit einer Wassersäule von unter 1500 Millimetern ist für seltenen und kurzzeitigen Gebrauch gedacht, zum Beispiel im Sommer oder für ein Wochenende. Zelte mit einer Wassersäule von 2000 mm sollen auch bei feuchtem und windigem Wetter im Innenraum trocken bleiben. Ab 3000 mm Wassersäule sind Zelte für alle Wetterbedingungen geeignet, auch für extreme Einsatzorte in den Bergen.

Wichtig ist ein Blick darauf, wie viele Menschen in einem Zelt liegen sollen. Meist gibt es dazu Zeichnungen auf den Zeltverpackungen, die beispielsweise zwei, drei oder vier Schlafstätten nebeneinander zeigen. Diese Zeichnungen sollten keinesfalls mit dem heimischen Bett verglichen werden: Zelthersteller rechnen mit einer Breite von 60 bis 70 Zentimetern pro Schlafmatte. Wer sich also vorstellt, in einem Dreimann-Zelt sei gemütlich Platz für drei parallel schlafende Erwachsene, der träumt.

Zeltkäufer sollten zudem überlegen, ob ihr Campingleben eher draußen stattfinden wird – zum Beispiel beim Wandern. Dann reicht ein »Schlafsarg«: ein kleines, leichtes Zelt, in dem gerade genug Platz für die Schlafenden und deren Ausrüstung ist. Ist dagegen abzusehen, dass im Zelt auch gekocht, gespielt und gewartet werden soll, bis der Regen wieder aufhört, lohnt sich ein größeres Zelt. Weil es mehr Gewicht auf die Waage bringt, wäre es für eine Wanderung nicht die richtige Wahl.

Kuppelzelt, Geodät und Tunnelzelt

Grundsätzlich sind heute – neben einigen Exoten – vor allem drei Zeltypen auf dem Markt. Am häufigsten verbreitet ist das Kuppelzelt, oft als sogenannte »Kreuzkuppel«. Dabei kreuzen sich zwei Gestängebögen einmal über dem Zeltmittelpunkt. Kleine Vordächer oder Vorzelte bekommen separate Bögen. Das Gestänge der Kuppelzelte hält quasi »von allein«, wenn innen genug Gewicht auf der Bodenplane liegt: Für ihre Stabilität benötigen die Kuppeln nur wenige Heringe. Der Nachteil mancher Kuppelzelte: Die Stangen müssen oft durch Stoffkanäle oder Schlaufen am Innenzelt geführt werden. Das heißt: Das Innenzelt wird aufgebaut, bevor das wasserdichte Außenzelt darübergezogen wird. Das macht den Schlechtwetteraufbau mindestens unangenehm, wenn nicht frustrierend. Vor allem US-amerikanische Hersteller

favorisieren diesen »Innenaufbau first«. Es gibt aber auch einen Vorteil: In warmen, trockenen Nächten steht das leichte, dünne Innenzelt auch ohne Außenzelt – mit Blick zum Sternenhimmel, ohne dass Moskitos piesacken. Viele skandinavische Hersteller haben dagegen Kuppelzelte im Angebot, bei denen Außen- und Innenzelt zeitgleich aufgebaut werden – mutmaßlich, weil der Schlechtwetteraufbau in Skandinavien häufiger vorkommt.

Für Feinschmecker hat der Outdoorhersteller The North Face Ende der 70er-Jahre noch eine Variante des Kuppelzeltes entwickelt – den Geodäten. Die Gestängebögen kreuzen sich dabei mehrmals auch an den Seiten des Zeltes. Auf diese Weise sind die Geodät-Zelte stabiler im Wind und halten auch einige Schneelast aus, sollten Sie planen, Camping bei frostigen Temperaturen und Niederschlag zum Teil Ihres Urlaubs zu machen.

Kuppelzelte sind tendenziell kleiner und eher für zwei bis drei Camper geeignet – die Giebelzelte der Neuzeit. Mehr trockenen Lebensraum für ganze Familien samt Hausstand schaffen dagegen Tunnelzelte – sie sind damit die Nachfahren der Hauszelte. Bei ihnen kreuzen sich die Gestängebögen nicht; sie stehen parallel zueinander. Daher richten sich Tunnelzelte oft erst auf, wenn sie in Längsrichtung abgespannt werden. Für gute Windstabilität brauchen sie auch in Querrichtung Heringe. Für Böden, auf denen Heringe schwer einzuschlagen sind, eignen sich Tunnelzelte weniger gut als Kuppelzelte. Denn sie

stehen nicht ohne eine beträchtliche Zahl von Bodennägeln. Im Verhältnis zu ihrer Größe sind Tunnelzelte dagegen relativ leicht – ein Vorteil.

Aufblasbare Zelte, Tipis und andere Exoten

Der letzte Schrei der Zeltstangen sind übrigens »Airtubes«: Luftkanäle, die prall aufgeblasen werden und sehr gute Stabilität bieten. Die Hamburger Stefan Schulze Dieckhoff und Stefan Clauss begannen schon 2003, darüber nachzudenken, wie sich die Konstruktion eines Kuppelzeltes verbessern ließe: Sie verbrachten einen Surfurlaub in Portugal und fuhren von Strand zu Strand. Die Sonne schien leider nicht durchgehend. Und seit sie eines Abends im Nieselregen fluchend ihr Kuppelzelt aufbauten – Modell »erst Innenzelt, dann Außenzelt« –, ließ die Idee sie nicht mehr los. 2008 gründeten sie eine Firma und begannen ernsthaft, ihre aufblasbaren »Heimplanet«-Zelte zu entwerfen. Das erste kam 2011 auf den Markt. Sie nannten es »The Cave«, eine Höhle zum Reisen. Auch andere Hersteller haben mittlerweile aufblasbare Modelle auf dem Markt.

»Zelte sind der Stoff, aus dem Träume sind«: Weil mehr und mehr Menschen campen, entwickeln vor allem kleine Firmen

auch mehr und mehr aufregende neue Zeltideen. Ein Hybrid aus Hängematte und Zelt sind die Schwebezelte der britischen Zeltfirma Tentsile. Der Architekt Alex Shirley-Smith entwarf sie, weil er von Kindesbeinen an davon träumte, eine Art tragbares Baumhaus zu besitzen. Mit drei Spanngurten wird sein Modell zwischen drei im Dreieck stehenden Bäumen abgespannt. Das Zelt schwebt dann zwischen den Bäumen wie ein Rochen auf dem Weg durchs Baummeer – »Stingray« nannte Shirley-Smith daher auch sein erstes Design. Neben der fantastischen Vorstellung, schwebend zu schlafen (Pull-Faktor), kann es auch gute Gründe geben, nicht am Boden zu nächtigen (Push-Faktor): Einige davon habe ich im Kapitel zum Wildcampen (»Mäuseattacken, Rentierbesuche und Känguru-Begegnungen«) beschrieben.

Das liebste Zelt meiner Jungs ist allerdings unser Tipi. Nicht nur Indianer lebten in Tipis, sondern unter anderem auch die Samen in Lappland: ein Nomadenstamm, der mit den Rentierherden durch die Kälte zog. Einige Holzstämme, gegeneinander aufgestellt, bildeten einen Kegel, der von außen mit Tierhäuten bedeckt wurde – und fertig war das Tipi. Diese Art der Unterkunft hielt dem Wind stand, sie war gut zu beheizen, weil der Rauch nach oben abziehen konnte. Sie bot genug Raum und war verhältnismäßig schnell aufzubauen. Und sie war auch leicht zu transportieren – zumindest damals. Heute allerdings wären ein paar Holzstämme eher schwer in den Urlaub mitzunehmen.

Bengt Rahn ist so etwas wie der Tipi-Erfinder der Neuzeit. Bengt arbeitete als Küster in einer Kirche im kleinen Dörfchen Moskosel in Nordschweden. Er zog gern mit Freunden im Kanu los auf die Seen der Umgebung. Doch im Frühling quälten ihn und seine Freunde oft die Mücken. In den Kanus konnten sie nur kleine Zelte mitnehmen, und so floh dann abends jeder allein vor der Mückenplage in sein kleines Zelt. Die Abende wurden eher ungesellig.

Ein Tipi wie bei den Samen, das wär's, dachte sich Bengt. Darin könnte man zusammensitzen und wäre vor den Mücken geschützt. Aber ein Tipi, wie es die Samen nutzten, würde nicht ins Kanu passen. Also nahm er die Idee, die Samen und Indianer entwickelt hatten, und übertrug sie ins Heute, mit modernen Materialien und guten Ideen. Lange suchte er nach dem richtigen Stoff, der richtigen Stange. Denn er wollte nur noch eine Stange verwenden: In seinem Model halten nun Heringe den Tipi-Stoff im Kreis am Boden, während ein starker Mast das Zelt in der Mitte aufrichtet.

Unser Tentipi-Zelt fasst sogar neun liegende Personen. Für drei Jungs, gegebenenfalls deren Eltern, samt Klamotten bietet es somit reichlich Platz. Es hat kleine, verschließbare Lüftungsöffnungen an der Spitze, durch die Rauch abziehen könnte, aber auch Mückennetze und eine haltbare Bodenplane. Ich vermute, die Samen wären froh über dieses Ding, das, in eine Tasche eingepackt, zwar kein Leichtgewicht ist, aber mit Leichtigkeit im Auto, notfalls auch im Zug mit in den Urlaub

fahren kann. So viel Komfort kostet: Die Tentipi-Zelte schlagen je nach Ausstattung und Größe mit 600 bis 2500 Euro zu Buche. Noch immer fertigt Bengt Rahn die größeren Zelte übrigens in Moskosel in Nordschweden. Das Dörfchen hat heute leider nur noch 200 Einwohner, weil viele aus der Wildnis in die Städte geflohen sind. Tentipi ist dort mittlerweile der größte Arbeitgeber.

Als ich unser Zelt in einem Sommer auf einem Campingplatz an der schleswig-holsteinischen Schlei aufbaute, war die Besitzerin erst ein wenig skeptisch angesichts der Höhe von über drei Metern. Der Platz – »Camping Hellör« – war eher traditionell, wir durften aber grandios direkt am Wasser unser Zelt aufschlagen. Wann immer wir mit dem Stand-up-Paddel oder schwimmend aufs oder ins Wasser gingen, machte unser Tipi die Zeltplatz-Skyline schön. Kein Zelt für die Fahrradtour, aber ein toller Hingucker, der genug Platz für ein paar Stunden – oder Tage – Geselligkeit bei Mückenangriffen (oder Regen) bietet.

Die Luftmatratze zieht ins Giebelzelt

Welches Zelt auch immer – irgendwann steht es dann. Auch mein erstes Giebelzelt im elterlichen Garten hatte ich schließlich mithilfe meines Vaters errichtet. Direkt daran schließt sich der zauberhafte Moment an, den meine Jungs

heute noch mit freudigem Jauchzen und angriffsartiger Hektik bereichern: Einzug ins temporäre Heim. Mein Giebelzelt hatte einen großen, senkrechten Reißverschluss in der Mitte sowie einen waagerechten über die gesamte Eingangsbreite unten. Dadurch ließ sich wahlweise eine Tür nach links oder rechts öffnen oder eben der gesamte Giebel. Aus dem Schuppen holte ich die Schlafmatte der 80er-Jahre: unsere Luftmatratze. Sie fühlte sich immer etwas zu kalt und etwas zu schwer für Ihre Größe an: ein dicker Gummilappen, der auch so roch wie ein paar Taucherflossen, die frisch aus der Tüte kommen. Von oben rot, von unten blau – ich vermute, etwa die Hälfte der älteren Leser wird dieses Modell ebenso beschlafen haben.

Drei Abteilungen hatte sie: eine kleine für das Kopfbende, zwei etwa gleich große für die restliche Länge. Tief Luft holen, die Lippen ans Ventil – und aufblasen. Weil der Blasebalg meist nicht griffbereit oder kaputt war, gehörte diese Prozedur zu jedem Campingabenteuer meiner Jugend. Das mit Polyester überzogene Gummiventil wurde langsam feucht, während die Luftmatratze nach und nach in Form quoll. Der Kopf wurde gefährlich leicht vom Ein- und Aus-, Ein- und Ausatmen.

Wer clever war, blies eine Luftmatratze nie vollständig auf: Denn wer auf einer vom Luftdruck zu harten Matratze schläft, kann sich auch gleich auf den Boden legen. Aber auch mit weniger Luft wurde die Matratze nie richtig bequem. Und sie hatte ein zweites großes Problem: Sie strahlte immer Kälte ab. Wer nicht gerade in Frankreich campete, der merkte, wie nachts

die Kälte aus dem Boden durch die Luftmatratze in den Schlafsack kroch und sich ungemütlich breitmachte. Mein Ausrüstungsexperte Daniel erklärt das ganz einfach: Die Luftmatratzen der 80er-Jahre hatten nur eine Kammer, und Luft isoliert den Schlafenden nicht ausreichend von der Kälte des Bodens.

Die Nachfahren der Luftmatratze

Solche Luftmatratzen sind daher heute kaum noch auf dem Markt, jedenfalls nicht, um als Schlafunterlage herzuhalten. Wir nutzten sie damals auch, um uns im Meer treiben zu lassen – und dafür sind die Gummibetten auch heute noch gut. Aber auch nur dafür. Im Handel sind heute vor allem zwei Mattenmodelle: zum einen die selbstaufblasende Luftkammermatte, die aber aus vielen Kammern besteht und somit gut isoliert. Manche sind sogar innen mit Silber beschichtet und isolieren bis zu minus 20 Grad Celsius. Das andere Modell ist die Schaumstoffmatte – eine Prinzipienfrage, meint Daniel. Die einen mögen die eine Matte lieber, die anderen die andere.

Richtig komfortabel wird's, wenn diese Matten zehn Zentimeter dick sind: Dann spürt man nachts kaum einen Unterschied zum eigenen Bett. Üblich sind Dicken zwischen fünf und siebeneinhalb Zentimetern. Unter fünf Zentimetern

wird's ungemütlich. Vor allem wer gern auf der Seite schläft, sollte zur dickeren Matte greifen, weil er punktuell mehr Gewicht auf die Unterlage bringt. Wer wenig Platz für Ausrüstung hat oder sie beim Wandern trägt, sollte dagegen die leichteren Modelle wählen, die oft auch dünner sind.

Mich irritiert die mangelnde Varianz bei der Mattenbreite: Mehr als 70 Zentimeter sind kaum zu finden. Ich neige dazu, nachts eher unruhig zu schlafen, und wache dann manchmal nachts quer zur Matte wieder auf – zu viel Raum im Zelt ist also auch nicht gut. Wenn links und rechts meine Jungs schnarchen, besteht weniger Gefahr, von der Matte zu rutschen.

Erhältlich sind auch Doppelmatten für zwei Schlafende, die aber eher schwer zu transportieren sind. Zwei Matten nebeneinander mit einer Decke darauf haben fast denselben Effekt – und sind flexibler, wenn es einmal allein hinaus in die Natur geht.

Wie bei den Zelten ist auch bei Schlafmatten auf der nach oben offenen Preisskala fast alles möglich. Nach Daniels Meinung sollten Camper für süße Träume schon 100 bis 120 Euro in die Unterlage investieren, für Kinder, die durchaus härter schlafen können, empfiehlt er 60 bis 70 Euro teure Modelle. Online sind immer auch günstigere Varianten zu finden – offen ist aber, in welcher Qualität sie ins Haus (und später ins Zelt) kommen. Isomatten kann man nämlich mit einem Turnschuh vergleichen, dessen Sohle federt: Je besser der Schuh, desto mehr kehrt er nach jeder Verformung und